Beruf ohne Zukunft?

Im deutschen Sprachraum werden Richtlinien für die Priesterausbildung erarbeitet. Begleitend dazu befassten sich Theologen in Trier mit dem Berufsprofil

VON CLAUDIA KOCK

Beginn einer erfüllten Lebensphase oder Resignation? Vor der Priesterweihe sind schwierige Fragen zu klären. *Foto: dpa*

Die Priesterausbildung im deutschen Sprachraum befindet sich seit vielen Jahren im Umbruch: Die Zahl der Priesteramtskandidaten hat einen neuen Tiefstand erreicht, die Frage nach Wesen und Zukunft des Priesters steht im Raum, Priesterseminare werden zusammengelegt. In Asien und Afrika dagegen platzen Priesterseminare und Ordenshäuser aus allen Nähten. Weltweit liegt die Zahl der katholischen Priester seit der Jahrtausendwende stabil bei etwa 415 000. Auf dem Hintergrund dieser Realität stellte sich die Kirchenrechtliche Tagung in Trier dem Thema der Priesterausbildung.

Gleich zu Beginn übte der emeritierte Kurienkardinal Paul Josef Cordes scharfe Kritik an den Vorschlägen der Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz zur Vorbereitung von Laien als Gemeindeleiter. Ein solcher Prozess würde die Konturen des Weiheamtes verwischen. Zwar habe das Zweite Vatikanische Konzil das gemeinsame Priestertum aller Getauften hervorgehoben, aber die Heilige Schrift halte an der Differenzierung der kirchlichen Dienste fest. Das Priestertum sei nicht im pastoralen Tun verankert, sondern in der Salbung, die den Priester „in persona Christi“ handeln lässt. Durch eine fragwürdige Begriffsentwicklung – etwa die undifferenzierte Bezeichnung des Priesters als „Seelsorger“ – werde das Weiheamt verwässert, der Transzendenzbezug und die Christusverbindung des Geweihten würden relativiert. „Wir leiden unter einer kirchlichen Schwindsucht“, so sein Resümee.

Cordes erhielt anhaltenden Beifall von einem Teil der Tagungsteilnehmer, andererseits jedoch auch harsche Kritik. Prälat Georg Holkenbrink, der in Vertretung des Trierer Bischofs Stephan Ackermann an der Tagung teilnahm, fragte den Kardinal, ob seine Ausführungen nicht etwas zu negativ und einseitig seien. Der Vorwurf der „kirchlichen Schwindsucht“ habe ihn regelrecht erschrocken. „Die weltweite Erfahrung ist ein Stachel für mich, bestimmte Dinge in Deutschland etwas kritisch zu sehen“, entgegnete Cordes.

Der Stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Regentenkonferenz Christian Heß betonte, dass unser Land und daher auch das Umfeld der Priesterausbildung sich gewandelt habe. Diese müsse die Entwicklung des ganzen Menschen in den Blick nehmen. Auch die Zulassung von Männern mit homosexuellen Neigungen zur Priesterweihe müsse neu überdacht werden, denn wichtiger als die sexuelle Orientierung sei die Reife der ganzen Person. Auf Nachfrage aus dem Publikum, ob dies bereits praktiziert werde oder konkrete Schritte geplant seien, antwortete Heß, dass er die Frage „mit nach Rom nehmen“ werde. Man müsse sich an die römischen Normen halten; gegenwärtig gebe es noch Gesprächsbedarf. Die menschliche Reife sei das Schlüsselkonzept für eine Neukonzeption der Priesterausbildung. Eine weltoffene Frömmigkeit müsse gefördert werden, denn die Gleichgestaltung mit Christus bedeute nicht eine Abkapselung von der Welt.

Diese beiden recht gegensätzlichen Vorträge erfuhren eine gewisse Relativierung durch den Trierer Kirchenhistoriker Bernhard Schneider, der darauf hinwies, dass ein Wandel in der Priesterausbildung in der Geschichte schon mehrfach stattgefunden habe und immer auch mit einem Wandel des Priesterbildes verbunden gewesen sei. Im Mittelalter habe es, so Schneider, kein normatives Priesterbild gegeben, sondern der Priester wurde „einsortiert“ in die kirchlichen Stände, mit dem Papst an der Spitze und den Bettelmönchen am anderen Ende der Skala. Das Priesteramt war kein Seelsorgeamt; Aufgabe des mittelalterlichen Priesters war es, die Messe zu lesen. Erst das Konzil von Trient befasste sich, auch unter dem Einfluss der Reformation, mit der Rolle des Priesters in der „cura animarum“.

Um Priester dazu angemessen auszubilden, kam es zur Einrichtung von Seminaren, in denen jedoch bis zur Einführung einer Seminarpflicht im ausgehenden 18. Jahrhundert höchstens ein Drittel der Priester ausgebildet wurden. Die anderen besuchten Universitäten, Jesuitenkollegs oder absolvierten eine „Lehre“ bei einem anderen Priester.

Im 19. Jahrhundert kam es unter dem Einfluss des Ultramontanismus zur Herausbildung eines katholischen „Milieus“, in dem der Priester zum „Milieumanager“ wurde. Gleichzeitig rückte die Feier der Eucharistie wieder mehr in den Mittelpunkt, wodurch das Priesterbild sozusagen „resakralisiert“ wurde. Infolgedessen kam es zur ultramontanen Konstruktion des „tridentinischen“ Seminars, das jedoch, so Schneider, eine „klassische Fehldeutung“ sei.

Darauf angesprochen, ob es auch heute denkbar sei, Priester wieder direkt im Pfarrhaus eine „Lehre“ absolvieren zu lassen, sagte Schneider, es spreche sehr viel dafür, auch diese Form der Priesterausbildung in den Blick zu nehmen. Die vom Konzil von Trient eingeführte Ausbildung in Seminaren sei durchaus keine „einzige Erfolgsgeschichte“ gewesen.

Im Rahmen einer Diskussion in kleineren Arbeitsgruppen betonte Romano Christen, Direktor des Bonner „Albertinums“, dass die geringe Zahl der Priesterberufungen für eine geistlich verarmte Kirche spreche. Der Glaube habe an „existenziellem Biss“ eingebüßt. „Berufungen wachsen in der Familie“, stimmte der Freiburger Dogmatiker Helmut Hoping zu, daher gehöre zur Berufungspastoral die Stärkung des Glaubenslebens in der Familie. Darüber hinaus sprach Hoping sich für die Priesterweihe verheirateter „viri probati“ aus. Hoping betonte, dass es ihm nicht darum gehe, den Zölibat zu Fall zu bringen – „solche Leute können Sie im ZdK finden, ich gehöre nicht zu ihnen“ –, sondern nur um die Behebung des Priestermangels. „Nur warnen“ könne er dagegen vor dem Modell priesterloser Gottesdienste, teilweise mit Kommunionempfang, das von einigen Bischöfen forciert werde. Letztlich würde dies auf einen Wortgottesdienst evangelischer Prägung hinauslaufen, den die Gläubigen, wenn er sich einmal eingebürgert habe, nicht mehr von der katholischen Messe unterscheiden würden. Wenn man beide Maßnahmen – priesterlose Gottesdienste und die Weihe von „viri probati“ – ablehne, dann bliebe, so Hoping, als einzige Lösung die Aufgabe pastoraler Räume, also letztlich der Rückzug des Christentums in die Städte, von wo aus einst die Missionierung begonnen habe.

Immer wieder kam das persönliche Glaubenszeugnis zur Sprache. Ein Teilnehmer stellte die Frage in den Raum, ob es nicht ein Fehler gewesen sei, an den katholischen Schulen die Priester durch Laien zu ersetzen, da Jungen kaum noch priesterliche Lebensvorbilder hätten. Der Trierer Kirchenrechtler Christoph Ohly, Organisator und Leiter der Tagung, betonte das „inkarnatorische Prinzip“ der Priesterberufung.

Im Rahmen einer öffentlichen Podiumsdiskussion unter dem Titel „Zukunft Priester!?“ wurde die große Vielfalt priesterlicher Lebenserfahrungen deutlich: von Pater Karl Wallner aus dem Zisterzienserstift Heiligenkreuz, das mit zahlreichen Berufungen derzeit eine Blüte erlebt, bis hin zu dem Münsteraner Diözesanpriester Thomas Frings, der seine bedrückenden Erfahrungen im Pfarrdienst veröffentlichte in dem Buch „Aus, Amen, Ende! So kann ich nicht mehr Pfarrer sein“. Frings ist nach einer Auszeit wieder als Seelsorger tätig.

Papst Franziskus, so der Mainzer Theologe Philipp Müller, warne immer wieder vor dem Schaden, den der Klerikalismus in der Kirche anrichte. Der Papst wolle keine „Society-Priester“, sondern Priester als „Speerspitze einer erneuerten Kirche, die sich als Feldlazarett der verwundeten Welt annimmt“. Es gebe, so Müller, selbstbezogene Priester in Zivilkleidung ebenso wie konservativ gekleidete, die gewissenhaft ihren Dienst versehen – und umgekehrt. „Ich bin der Überzeugung, dass wir uns Grabenkämpfe zwischen Konservativen und Progressiven eigentlich nicht mehr leisten können.“ Die Kirche werde nicht erst in 50 Jahren, sondern bereits viel früher einen viel bescheideneren Platz in der Gesellschaft einnehmen als heute. Es komme darauf an, diesen Weg konstruktiv mitzugehen: „Uns ist die Zusage unseres Herrn gegeben worden, diesen Weg nicht allein gehen müssen.“

DIE FRAGE

Welche Übersetzung der Heiligen Schrift empfehlen Sie für das „Bibel teilen“ in der Pfarrgemeinde?

VON KARL-JOSEF GIEBELMANN

ES ANTWORTET: ABT WINFRIED SCHWAB OSB, STIFT NEUBURG

Keine – denn die allermeisten Bibelübersetzungen sind gut, richtig und wichtig.
Das ist aber vermutlich nicht die Antwort, die Sie sich erwarten. Deshalb ein zweiter Versuch – mit einer grundsätzlichen Vorbemerkung.
„Bibel teilen“ ist eine sehr spannende Art, die Heilige Schrift vertieft kennenzulernen. Die Auseinandersetzung mit der Frage: „Was sagt Gott mir persönlich?“ wird, im Gegensatz zur Privatlektüre oder dem Hören einer Predigt, durch Austausch und Diskussion erweitert und ergänzt. Gerade die Psalmen eignen sich hervorragend dafür, denn sie zeichnen Stimmungsbilder für wirklich alle Lebenslagen des Menschen.
Ich kann Sie also nur ermutigen, diese Abende weiterhin zu besuchen!
Um die „Bibel teilen“ zu können, brauchen wir in der Regel Übersetzungen, da die wenigsten Christen des Hebräischen oder Griechischen der Urtexte mächtig sind. Jede Übersetzung ist bereits eine Auslegung.
Vor diesem Hintergrund lohnen sich einige Überlegungen. Wo liegen meine persönlichen Schwerpunkte bei der Lektüre und dem Gespräch darüber? In der Vertiefung der eigenen Erkenntnis und im Hören auf andere? Oder in der Weitergabe meiner An- und Einsichten?
Wie setzt sich der Gesprächskreis zusammen? Nehmen nur Katholiken teil oder ist er konfessionell gemischt? Kommen Ungebundene, Suchende oder Glaubensferne? Verändert sich die Gruppe häufiger oder ist sie eher stabil?
Von solchen Fragen hängt zwangsläufig die Antwort ab, denn eine Empfehlung zur Lektüre soll ja möglichst viele Teilnehmer ansprechen.
Um konkret zu werden: Grundsätzlich schlage ich zunächst die Einheitsübersetzung (EÜ) vor. Sie ist in Teilen ökumenisch entstanden.
Neben dem Neuen Testament wurden gerade die Übertragung der Psalmen von katholischen und evangelischen Theologen gemeinsam verantwortet. Für Katholiken hat die Lektüre den Vorteil, dass offizielle liturgische Texte auf der EÜ basieren, etwa die Lesungen und Evangelien der Gottesdienste. Der Wiedererkennungseffekt ist damit groß. Leider hat sich die Evangelische Kirche in Deutschland aus den Arbeiten an einer revidierten, 2016 neu erschienenen Fassung frühzeitig zurückgezogen.
Ist die „Bibel teilen“-Gruppe stabil, trifft sich regelmäßig und möchte einzelne Fragestellungen noch vertiefen oder nehmen auch andere Konfessionen daran teil, so ist die Lektüre einer Luther-Bibel spannend. Die Texte des Reformators sind sprachgewaltig, seine Übertragungen – und damit Interpretationen – lesen sich oft mit großem Gewinn. Es ist immer wieder erstaunlich, wie unterschiedlich sich die Heiligen Schrift in den Übersetzungen liest.
Heute verstehen nur noch wenige Christen den hebräischen oder griechischen Urtext der Bibel. Diese verständliche Wissenslücke lässt sich aber relativ einfach und ohne großen Aufwand schließen durch sogenannte Interlinearübersetzungen, wort- und grammatikgetreue Übertragungen in die jeweilige Landessprache. Hier geht es nicht um flüssig oder gar elegant zu lesende Texte, sondern um die größtmögliche Nähe zum Ursprungstext. Eine solche Übersetzung möchte ich Ihnen dann ans Herz legen, wenn Sie sich besonders vertiefen möchten oder die Gruppe stabil, sehr anspruchsvoll und motiviert ist.
Mit Ihrer Anfrage bewegen Sie sich in der nahezu zweitausendjährigen christlichen Tradition des Bemühens um das richtige Verständnis des Wortes Gottes – ebenso wie die Gottesmutter. Von ihr heißt es (Lukas 2,16–21): „Maria aber bewahrte alles, was geschehen war, in ihrem Herzen und dachte darüber nach.“
Im glorreichen Rosenkranz beten wir: „der uns den Heiligen Geist sandte!“
Bitten Sie ihn, auf Mariens Fürsprache, um die rechte Erkenntnis, dann sind Sie auf dem besten Wege! Gott segne Sie!